

Erinnerungen rund um das Friedensjahr 1945

Autor(en): **Peter, Heiner / Klöti, Hans / Berger-Pfaff, Eva**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatbuch Meilen**

Band (Jahr): **35 (1995)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-953748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerungen rund um das Friedensjahr 1945

Vorbemerkungen

Da unser Heimatbuch kurz vor Weihnachten erscheint, sind möglicherweise das Interesse für das Geschehen rund um den 7./8. Mai 1945 sowie die Erinnerungen an die Kriegsjahre schon wieder verblasst. Wir Menschen sind von Natur aus meist eifrige Neuigkeitskonsumenten und beginnen uns zu langweilen, wenn die Medien allzu lange dasselbe Thema auf-tischen.

Wenn wir nun trotzdem an unserem Schwerpunktthema festhalten, geschieht es aus zwei Gründen. Vorerst glauben wir an den historischen Wert von zeitgenössischen Augenzeugenberichten. Wer in den vergangenen Monaten die Aussagen zum Geschehen im Mai 1945 in Zeitungen, Radio und Fernsehen mitverfolgt hat, mag erstaunt gewesen sein über die Fülle der präsentierten Nachrichten. Dabei konnte festgestellt werden, wie verschieden diese Informationen lauteten. Sie reichten von der verständnisvollen Kenntnisnahme und freundlichen Anerkennung der gewaltigen Leistungen zur Erhaltung der schweizerischen Unabhängigkeit bis zur überheblichen und sogar verurteilenden Haltung von oftmals ideologisch gefärbten Berichten. Darum ist der zweite Grund für unsere Publikation darin zu sehen, kleine subjektive Erinnerungen mosaikartig einzufügen in ein gewaltiges Bild, das im Verlauf dieses Jahres von der Schweiz des Jahres 1945 heraufbeschworen worden ist. Das Heimatbuch Meilen 1995 soll in aller Bescheidenheit einen Beitrag leisten nicht nur zur Aktualisierung eines als geschichtlich bedeutsam empfundenen Ereignisses, sondern ebenso sehr der Hort sein für Berichte einer Anzahl von Mitbürgerinnen und Mitbürgern über Selbsterlebtes aus jener Zeit.

Zur Präsentation der vielen Beiträge drängte sich eine dreifache Gruppierung fast von selbst auf, welche bei unserer Leserschaft sicher Verständnis findet.

I. Berichte zum V-Day

Man wusste es längst, Deutschland war am Ende, und man wartete täglich auf die Bestätigung des «Todesurteils». Gegen Abend des 7. Mai 1945 sass ich wie schon so oft am Radioempfänger in meiner Fälländer Stube, drehte und suchte. Endlich eine heisere, verblasene Stimme, weit weg. Der Sender

Flensburg meldete die formelle Kapitulation der deutschen Wehrmacht durch Grossadmiral Dönitz, Vertreter des toten Führers. Schwer beschreibliche Gefühle, wie Fieberschauer. Flensburg wurde mir zum Symbol für Erlösung, Friede. Ich nahm mir damals fest vor, die Stadt im Norden Deutschlands einmal aufzusuchen. Allerdings, ich muss es beschämt zugeben, blieb der Vorsatz bis heute uneingelöst.

Der Tag darauf, der 8. Mai, war sommerlich warm, das ganze Dorf auf den Beinen. Die Glocken läuteten, man ging in die Kirche. Ich zog mit meinen Schülern von Strasse zu Strasse, von Hof zu Hof. Die Kinder sangen sich die Kehlen heiser. In den längst vorbereiteten Sammelröhren lagen schliesslich über 600 Franken als Beitrag an die Schweizerische Europahilfe; für die arme Bauerngemeinde eine ausserordentliche Summe. Und es folgte ein langer Abend.

Stille im Schulzimmer, die Federn kratzen, einige Mädchen kauen am Bleistift. Ich sitze am Pult und höre plötzlich aus weiter Ferne Glockengeläute. Das Läuten der Stäfner Glocken? Jetzt? Um diese Zeit?

Da klopft es laut, die Schulzimmertüre wird aufgerissen: «Alle hinaus in den Garten, der Friede wird eingeläutet!»

Fassungslos rennen wir über die Wiese des Redliker Heimes und horchen in die Ferne. Von überall kommen Glockenklänge, die Glocken überm See läuten mit, die von Wädenswil, die von Richterswil – auch die von Hombrechtikon.

Wir umarmen einander und können die frohe Botschaft unseres Heimleiters kaum glauben: Friede!

Die Kinder tollen in der Wiese herum, wir Grossen putzen verstohlen ein paar Tränen ab, jemand zieht die Schweizer Fahne auf.

Zum Mittagessen bekommt jedes Kind einen extra «Friedenscervelat».

Eva Berger-Pfaff

Es war ein gewaltiges Erlebnis an jenem 8. Mai 1945. Nach mehr als fünf Jahren grauenvollen Mordens und Tötens war das Ende des wahnsinnigen Krieges in Europa gekommen. Nun fielen keine Bomben mehr. Nun schossen keine Kanonen mehr ihre todbringenden Geschosse. Nun knatterten keine Maschinengewehre mehr ihre tödlichen Salven. Die grauenvolle Finsternis, die über der Welt lag, ging zu Ende. Millionen von Menschen atmeten auf. Der Todesbann, der über der Welt lag, war gebrochen. Fast wie im Traum ging man seinen Weg. Auch in unserem vom Krieg verschonten Lande spürte man das Aufatmen der Menschen. Die Kirchenglocken läuteten durchs Land und verkündeten das Ende des Kriegswahnsinnes und läuteten den Dank zum Himmel. Die Menschen strömten in die Gotteshäuser. Unsere Kirche war so voll wie nie zuvor und nachher. Noch auf dem Kirchenboden sassen junge Menschen, eine spürbare Ergriffenheit lag über der Gemeinde. Etwas von jenem weihnachtlichen «Friede auf Erden» wurde Wirklichkeit. Wir zwei Pfarrer hatten ein Wort an die Gemeinde zu richten, ein

Pfr. Karl Baumann

Wort des Dankes, ein Wort von der Erlösung vom Bösen, ein Wort der Hoffnung. Still und beglückt vom Erleben der Wirklichkeit des Friedens ging man nach Hause. Die Gedanken kehrten immer wieder ein in diesem gewaltigen Erleben. Und dann legte man sich zur Ruhe in der beglückenden Gewissheit, einen grossen weltgeschichtlichen Tag erlebt zu haben.

Sylvie Hartmann

Die Kapitulation wurde am 7. Mai 1945 in Reims unterzeichnet.

Endlich Friede! Gleichzeitig mussten wir mit Erschütterung und Beklemmung das furchtbare Elend der vom Krieg betroffenen Völker zur Kenntnis nehmen.

Am Vormittag des 8. Mai trafen ganz spontan Freunde bei uns ein. Wir waren alle zutiefst bewegt und auch unendlich dankbar dafür, verschont geblieben zu sein. Als dann die Glocken unserer Meilemer Kirche läuteten, überkam uns eine tiefe Ergriffenheit und niemand schämte sich seiner Tränen.

Nie wieder Krieg – das waren unsere Erwartungen, und was ist daraus geworden? C. G. Jung sagt: «Die ganze Welt will Frieden, und die ganze Welt bereitet sich auf den Krieg vor. Die Menschheit ist machtlos gegenüber der Menschheit.» Dies ist doch unser heutiges Dilemma. – Mich tröstet mein Glaube an Gott.

Werner Bürkli

Der «Victory-Day», wie man den Tag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges in Europa benannte, hat in meiner Erinnerung nach 50 Jahren keine markanten Eindrücke mehr hinterlassen. Der Zusammenbruch der deutschen Armeen war seit Monaten erwartet worden; die Stecknadeln über den Frontverlauf in den Karten von Frankreich und der Ostländer mussten fast täglich näher ans und ins Deutsche Reich umplaziert werden. Der Wunsch und die Hoffnung auf eine Lockerung und Aufhebung der Rationierung von Lebensmitteln und Bekleidungsstücken war dementsprechend immer mehr gewachsen. Auch eine Öffnung der Grenzen schien uns Jungen, die damals selbst das umliegende Ausland nur aus Literatur und Bildberichten kannten, in greifbare Nähe zu rücken. Die Kunde vom Kriegsende wurde dann als erlösende Befreiung von der während Jahren auf uns lastenden Unsicherheit und Ungewissheit über das weitere Schicksal Europas und vor allem unseres Vaterlandes empfunden. An ein Ereignis kann ich mich aber heute noch konkret erinnern: Am Abend des 7. Mai fand in der reformierten Kirche ein Dankgottesdienst statt, den ich mit meinen Eltern und meiner Schwester besuchte. Wie war da die Kirche vollbesetzt! Dichtbelegte Bänke allenorts und Trauben von Menschen an Wänden und wo immer sie stehen konnten. Ein wirklich einmaliges Ereignis. Jedermann hatte das Bedürfnis, Gott für die Einkehr des Friedens zu danken.

Paul Klaeger

An den denkwürdigen 8. Mai 1945 erinnere ich mich noch ziemlich genau: In den 7-Uhr-Nachrichten wurde die Neuigkeit verkündet, die in ganz Europa Jubel auslöste: Die Deutsche

Wehrmacht hatte in Reims die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet. Freudig erregt schwang ich mich kurz nach halb acht aufs Velo und sauste in zwölf Minuten von Zürich-Wollishofen zur «Lümmelburg», wie das alte Realgymnasium an der Rämistrasse von den Schülern respektlos genannt wurde. Es war ein strahlender Frühlingmorgen – irgend etwas lag in der Luft, und je näher ich meinem Ziele kam, umso gespannter wurden meine Erwartungen. Was würde wohl in der Schule geschehen? Als Schüler der Klasse 2c hatte ich immer wieder Professor Fritz Wehrli, meinen Latein- und Klassenlehrer, über das Neueste auf dem laufenden gehalten, indem ich ihm jeweils die letzte Ausgabe der «Tat» überreichte, die er genüsslich las, während die Schüler über einem «Latsch-Ex» brüteten.

Im Schulhaus herrschte helle Aufregung – niemand dachte an Lektionen und Stundenplan. Um acht Uhr erschien dann der Rektor, Professor Dr. Fritz Hunziker, und verkündete: «Zur Feier des Tages fällt der Unterricht für heute aus – ihr könnt nach Hause gehen!» Ein begeistertes Gebrüll aus ungezählten Schülerkehlen war die Antwort.

Da das Velofahren zu jener Zeit trotz schlechter Pneus und jederzeit drohender «Plattfüsse» ein unbeschwerter Genuss war, hatte ich es mit dem Heimweg nicht so eilig und begab mich mit ein paar Kameraden zur Bahnhofstrasse. Die meisten Fahrräder waren mit amerikanischen, englischen und französischen Wimpeln geschmückt; ich hatte leider keinen. Vor dem reichsdeutschen Reisebüro Ecke Rennweg kühlte eine aufgebrauchte Menge ihr Mütchen, indem sie die Schaufenster einschlug, die ausgestellten Bilder der Nazigrössen Hitler und Goebbels zerriß und auf den Fetzen herumtrampelte – eine verständliche Reaktion.

Seit Stalingrad hingen neben dem Radio in der Stube Kartenausschnitte an der Wand, auf denen ich den jeweiligen Frontverlauf verfolgte. Wir waren damals zwar noch jung, aber eine latente Angst bei mir und meinen Kollegen, vom Grossen Reich doch noch einverleibt zu werden, war immer vorhanden. Sie änderte sich nun aber in Richtung eines tiefen Unbehagens, als mit dem Rückzug der Achsenmächte Europa und seine Völker ein weiteres Mal von einer Kriegswalze überrollt wurde, die Menschen, Städte und Kulturen vernichtete, obschon man es Befreiung nannte.

Mit der sich abzeichnenden Niederlage Deutschlands kam aber langsam Hoffnung auf, friedlicheren Zeiten entgegen zu gehen, wenn auch dankbar gesagt werden musste, dass wir die Kriegszeit ohne grosse Not und Schrecken überleben konnten. Am 8. Mai 1945, dem ersten Friedenstag, verkündete der Rektor unserer Mittelschule aus Anlass dieses besonderen Ereignisses einen schulfreien Tag. Unsere Klasse, vom Kriegsende sonderbar und fast euphorisch erleichtert, zog gemeinsam und mit einer gesteigerten Fröhlichkeit in der Zürcher Altstadt umher. Ausser dass wir im Schaufenster eines Schuhmachers eine Katze veranlassten, ein Schuhgestell zum Einsturz zu brin-

Theo Bürkli

gen, was uns den Zorn des Schuhmachers zuzog, war uns eigentlich nicht nach Streichen zumute. Die Last, die von den Menschen genommen worden war, hatte doch ihre Spuren hinterlassen. Mit einem gemeinsamen Fondue, selbstverständlich gegen Mahlzeitencoupons, ging dieser Tag ruhig und nachdenklich zu Ende.

Thedi Wagner

Für mich bleibt der 8. Mai 1945 als der Tag X in guter Erinnerung. Ich wohnte damals in Meilen, war aber als junger Lehrer in Stallikon hinter dem Uetliberg tätig. Hier führte ich mit meinen Schülern der 6.–8. Klasse oft kleine Aktionen durch wie den Markenverkauf Pro Juventute oder im Herbst die Obstsammlung für ärmere Berggemeinden. Durch Pro Juventute wurden im Frühjahr 1945 die Gemeindevertreter eingespannt, um die zum Kriegsende vorgesehenen Aktionen vorzubereiten. Der finanzielle Erlös sollte dann im Rahmen der «Schweizer Spende» der kriegsgeschädigten Jugend in Europa zugute kommen.

Die Vorbereitungen begannen bereits im Februar und schon anfangs März durften die Kinder mit einem Abzeichenverkauf die Runde zu den Häusern machen. Sodann war eine Jugendaktion in dem Sinne geplant, dass die Schulen ganz individuell etwas unternehmen sollten, sei es das Anfertigen von Bastelarbeiten für einen Basar, sei es eine Theateraufführung oder ähnliches. Dieser Aktionsteil kam für Stallikon nicht in Frage, denn es hatte damals noch viele Bauernkinder, die zuhause zur Mitarbeit gebraucht wurden.

Es wurde aber zum Beispiel in der Stadt Zürich in und bei alten Tramwagen, die auf Abstellgeleisen stationiert waren, Theater gespielt. Dabei verkauften die Schüler als Eintritt Trambillette mit einem Aufschlag, die anschliessend für eine Tramfahrt gültig waren.

Der eigentlichen Aktion, also der Geldsammlung am Tag X, habe ich selbst etwas entgegengefiebert. Es lag zwar schon lange in der Luft, dass das Kriegsende bald kommen musste, aber wie lange würde das effektiv noch dauern? Wir waren mit unserer Sammelaktion gut vorbereitet, doch der ersehnte Tag liess lange auf sich warten. Dann war er plötzlich da: Glockengeläute und Radio verkündeten ihn, den 8. Mai 1945, und unsere Sammelaktion konnte endlich starten!

Die von Pro Juventute betreuten drei Aktionen ergaben übrigens in der ganzen Schweiz eine Summe von über 2,2 Millionen Franken oder 53,4 Rappen pro Kopf der Bevölkerung. Das war doppelt soviel wie der damalige Erlös aus dem Markenverkauf.

Was bedeutete für mich demnach der Tag X? In erster Linie den Abschluss einer lange vorbereiteten Aktion mit meinen Schülern und die Freude an dessen gutem Gelingen. Der eigentliche Grund des Jubeltages, das Schweigen der Kanonen in Europa trat eher in den Hintergrund, dies besonders bei den Schülern, waren sie doch mit dem Kriegsgeschehen nie direkt konfrontiert worden.

Wenige Wochen vor Ende des Zweiten Weltkrieges schwitzte ich über den Diplomarbeiten der damals noch städtischen Töchterhandelsschule. Reisen über die Grenze waren uns verwehrt, wären aber aus schulischen und finanziellen Gründen ohnehin nicht zu verwirklichen gewesen. Andere Freuden bereicherten aber unsere Tage. Die Konzertsaison der Tonhalle 1944/45 brachte in einem Zyklus sämtliche Beethovensymphonien zur Aufführung, und ich durfte alle fünf Konzerte besuchen. Am 8. Mai 1945, Tag des Waffenstillstandes, fand die Reihe mit der Neunten ihren Abschluss. Es war ein schöner Frühlingsabend, die Leute strömten in Scharen zur Tonhalle. Um 20 Uhr hätte das Konzert beginnen sollen. Da verkündete plötzlich eine Stimme, dass der Beginn um eine halbe Stunde verschoben werde und die Besucher gebeten seien, auf die Terrasse zu gehen, da um 20 Uhr sämtliche Kirchenglocken der Stadt läuten würden. Waffenstillstand! Endlich Ende dieser grauenvollen 6 Jahre. Alle lauschten ergriffen den Glockenklängen und freuten sich über den ganz besonderen und würdigen verspäteten Einstieg in Beethovens Neunte.

Verena
Widmer-Strebel

Am 8. Mai 1945 besuchten meine Frau und ich eine Landvorstellung für das rechte Seeufer im Zürcher Stadttheater. Da auf 20 Uhr das Geläute der Friedensglocken angesagt war, wurde der Beginn der Vorstellung verschoben, und das Publikum begab sich auf die Terrasse. Als die Glocken erklangen, konnten wir beobachten, wie die Leute am Bellevue sich ganz unvermittelt an den Händen fassten und den ganzen Platz in einem grossen Ringelreihen umtanzten.

Arnold Altorfer

Erst einmal war da die allgemeine Erleichterung über die bedingungslose Kapitulation Deutschlands, die mich erwartungsvolle Zwanzigjährige damals erfasste: Endlich hörte die ständige Bedrohung aus dem Norden auf, und wir würden unsere Jugend ohne Verdunkelung und kriegswirtschaftliche Vorschriften noch etwas geniessen können.

Elisabeth Ochsner

Ganz besonders blieb indessen eine Erinnerung an die «V-Day»-Feierlichkeiten in Zürich im Gedächtnis haften. Ausgerechnet für diesen Tag, an dem sich fremde Menschen zu Kirchenglockengeläute tanzend und jubelnd auf Zürichs Strassen und Plätzen zusammenfanden, hatten wir uns Karten für eine Aufführung der Oper «Madame Butterfly» am damaligen Stadttheater besorgt. Aus diesem Kulturgenuss ergaben sich für mich äusserst gemischte Gefühle gegenüber Amerikanern. Der grossen Dankbarkeit für den entscheidenden Beitrag Amerikas zum Sieg der Alliierten wirkte die Eindrücklichkeit des tragischen Geschehens auf der Opernbühne entgegen, wo sich die von einem flotten, leichtsinnigen amerikanischen Marineleutnant verlassene Cho-Cho-San aus Kummer das Leben nahm. In jenem empfindsamen Alter dämpfte dieser Zwiespalt meine Festfreude so erheblich, dass ich, anstatt nach der Vorstellung noch mitzufeiern, nachdenklich mit dem Zug nach Hause fuhr.

Auch vom Turm
in Meilen läuteten
die Glocken zum
Kriegsende. ►



So genau weiss ich es gar nicht mehr, wo ich am 8. Mai 1945 war, denn es ist ja schon ein halbes Jahrhundert vergangen seit jenem denkwürdigen Tag. Sicher hatten wir frei und ich musste nicht nach Winterthur fahren, wo ich damals am Technikum im 3. Semester studierte. So wie ich mich erinnere, habe ich den 8. Mai zuhause auf dem väterlichen Hof verbracht.

Aus dieser Tatsache geht hervor, dass für mich nicht das Kapitulationsdatum ein Tag von besonderer Wichtigkeit war (ich freute mich einfach an einem freien Tag), sondern das Ende eines Teiles des Zweiten Weltkrieges.

Vorrangig empfand ich Erleichterung darüber, dass ein für mein junges Alter recht harter Lebensabschnitt vorüber war. Ich konnte nun ohne ständige Unterbrechung durch Militärdienst mein Studium beenden, und auch die Mithilfe auf dem väterlichen Hof bei Abwesenheit von Vater oder Knecht war nicht mehr im gleichen Masse notwendig. Die Bekanntgabe der Kapitulation war im Grunde nur eine Bestätigung dessen, was man schon lange erwartet hatte. Bereits im Winter 1944/45 spürten wir, dass der Krieg in Europa unaufhaltsam zu Ende ging.

Für mich und vermutlich für die meisten, die Grenzdienst geleistet haben, bleibt die Erkenntnis zurück, dass sich unsere Wehrbereitschaft gelohnt hat. Dies auch, obwohl es die Gunst der Umstände mitverhindert hat, dass unser Land in den Krieg miteinbezogen wurde. An der Ernsthaftigkeit jener Wehrbereitschaft besteht auch heute kein Zweifel, trotz kritischer Untersuchungen einiger jüngerer Historiker. Nur das Erlebnis selbst gibt Einblick in das damalige Empfinden unserer Bevölkerung.

Den Waffenstillstand vom 8. Mai 1945 erlebte ich in Le Locle. Im Sommer 1944 waren wir öfters auf dem Lac des Brenets bis zum Saut du Dubs mit unserem Kanu gefahren und hatten mit aus lauten Stimmen gesungenem «La Haut sur la Montagne» und anderen Heimatliedern die Landesgrenze markiert. Vor der deutschen Besetzung verkehrten die Bewohner der Dörfer Les Brenets und Villers-le-Lac von hüben und drüben ohne jedes Hindernis miteinander. Viele Verwandtschafts- und Freundschaftsbande waren über die Grenze in langen Jahren friedlichen Zusammenseins geknüpft worden. Auf brutale Weise hatten die deutschen Truppen die Harmonie zerstört und die Grenze hermetisch abgeriegelt.

Die Begeisterung am Tag des Armistice, als sich die Grenze wieder öffnete, war unbeschreiblich. Ein herrlicher, sommerlich warmer Maitag zeigte an, dass nicht nur die Kriegswirren in Europa, sondern auch der Winter auf den Jurahöhen vorüber waren.

In einer würdigen Feier wurde des grossen, lang ersehnten Ereignisses gedacht. Auf der die Grenze überquerenden Verbindungsstrasse waren lange Tischreihen aufgestellt worden, je zur Hälfte in Frankreich und in der Schweiz. Unzählige mit weissem Wein gefüllte Gläser standen zum Anstossen bereit. Von beiden Seiten marschierten die Musikkorps der anliegen-

Karl Keel

den Dörfer auf die Grenze zu, an der Spitze der Syndic von Les Brenets bzw. der Maire von Villers-le-Lac, zeitlich so abgestimmt, dass sich die beiden genau beim Grenzstein trafen. Sie begrüßten sich, sichtlich tief bewegt, mit wohlgesetzten Worten. Herzerreissende Szenen spielten sich beim Wiedersehen der durch den unglückseligen Krieg während fast sechs Jahren getrennten Freunde ab. Gerührt bemerkte ich, wie vielen Männern die Tränen über die Wangen flossen. Es waren Freudentränen, deren sie sich nicht schämten, denn sie vermochten es kaum zu glauben, dass endlich wieder Friede war.

Als ich nach der Feier in Les Brenets nach Hause ging, war ich aufgewühlt vom Gedanken, eine denkwürdige Stunde der Weltgeschichte miterlebt zu haben, und ich spürte eine tiefe Dankbarkeit, dass wir das Ende des Zweiten Weltkrieges erleben durften – einmal mehr – ohne darin verwickelt worden zu sein.

II. Erinnerungen zum Kriegsende

Kurt Stoessel

In den dreissiger Jahren kam in den heimeligen Rohrschacher Bodenseehafen von Zeit zu Zeit die «Königin Charlotte» gefahren, ein prachtvoller Raddampfer, dessen fürstlicher Name in vergoldeten gotischen Lettern ornamental und würdig den Schiffsrumpf zierte. Und wenn sie sich wieder ihrem Württemberg entgegenschaukelte, liess man sie nicht aus den Augen, bis sie in Richtung Friedrichshafen im Sommerdunst dem Blick entschwand. – Und dann kam der Krieg. Unser Ufer ward gleichsam das Ende der Welt. Still war es, Jahr um Jahr, um Hafen und Gestade. Aus war es mit dem vertrauten Hüben und Drüben. Was eben noch als Schulreiseziel manch eine Buben- und Mädchenschar über den See gelockt hatte – der majestätisch thronende, steinerne Löwe am Eingang zum Lindauer Hafen, die stotzigen Felsen an der Westflanke des Pfänders hoch über Bregenz, von wo man so herrlich in die eigene Heimat zurückschauen konnte – dies alles war schon fast zur Legende geworden. – Kurz vor der Matur fehlte eines Morgens ein Klassenkamerad. Man munkelte dieses und jenes. Zehn Tage später stand er wieder da. Er hatte sich mit dem Segelboot zu weit in den See hinaus gewagt. Ins Gefängnis hatte man ihn gesteckt – am Gegenufer, das ja zum Kriegsgebiet gehörte.

Buchstäblich über Nacht stürzte sich im Jahre 1943 die Kriegsfurie mit ihren Bomben über das Schwäbische Meer herein. Es waren Luftangriffe der Alliierten gegen die Rüstungsbetriebe in Friedrichshafen, wo doch wohl die «Königin Charlotte» friedlich neuer Zeiten harrete. – Vor Mitternacht wurde man am Schweizer Ufer aus dem Schlaf geschreckt. Die Fensterläden rüttelten, man rannte auf die dunklen Strassen hinaus, wo auf behördliches Geheiss keine einzige Lampe brannte. Aus den Häusern durfte nicht der geringste Lichtschein dringen, «Verdunkelung» lautete die Losung. Wie beim Feuerwerk eines Seenachtfests war alles in Finsternis gehüllt. Doch in dieses Dun-

kel zuckte und blitzte es in der nächtlichen Uferferne, und es donnerte unheimlich und dumpf. Unzählige Lichtkegel der Flab stachen suchend, einzeln und gebündelt, unaufhörlich in den Himmel hinein. Ganze Fontänen schimmernder Geschossbahnen machten in der schwarzen, rot angeglühten Wand des jenseitigen deutschen Landes den gegnerischen Leuchtkugeln gleichsam die Helle streitig. – Bei uns aber stiegen die Leute wie Schemen eilig bergan, um das merkwürdige Schauspiel besser zu sehn. Da war es, das «Seenachtfest»: ein dräuender, düsterrot und weit sich breiter Feuer Schlund. Das war das Bild von Delacroix, das mich als Jüngling immer wieder gefesselt hatte, das Gemälde mit der unheimlichen Höllenglut, das der französische Meister aus Dantes Schilderung des Inferno zu Form und Farbe hatte werden lassen. Hier in der Sommernacht war die Hölle fürwahr die nahe Kriegswirklichkeit. Man erschauerte bei der beklemmenden Frage nach den Menschen, die mitten in jenem Hexenkessel dem Verderben ausgeliefert waren. Und dabei bedeutete dieser Nachtangriff nur den Auftakt zu einer langen Reihe von Bombenschlägen, die manchmal auch in sommerlich strahlendem Mittagsglanz auf das Nachbarufer niederfuhren.

Als dann im Mai 1945 aus Radio und Zeitungen die Kunde vom Kriegsende umging, überkam uns, bedrängend und bewegend wie eine fordernde Verheissung, das Gedankenbild einer *kosmischen Wand*, die nun aufzustossen war. Jetzt galt es, wohlgemut und entschlossen die *Öffnung* in den weiten Raum des grossen Schwäbischen Meers und in die Welt hinaus zu schaffen. Der Bodensee müsste vom hohen Bregenzer Pfänder bis zum fernhin sichtbaren Münster zu Konstanz wieder ein verbindendes und gemeinschaftliches Wasser werden. Was man von der Höhe des Rorschacherbergs mit einem einzigen Blick um den schier unendlichen See herum erfassen konnte, das alles sollte nun wieder nah und zugänglich sein. «Fünfländerblick» hiess ja die Ausflugswirtschaft hoch oben auf dem Panorama-hügel; denn hier hatte man Schweizer Gebiet zu Füssen und die deutschen Lande Baden, Württemberg und Bayern und ostwärts noch die Vorgebirge Österreichs. Hierher, auf den Fünfländerblick, würden sie nun wieder kommen, die Leute vom jenseitigen Ufer, wie einst zur frühern Friedenszeit. Und in der Tat, sie trafen wieder ein. Die «Königin Charlotte» allerdings, die kam nie wieder.

Die letzten zwei Jahre vor dem Kriegsende verbrachte ich im Welschland und arbeitete in einer Bäckerei und Spezerei-handlung. Am letzten Tag eines jeden Monats mussten sämtliche Coupons der Rationierungskarten sortiert, fein säuberlich und genau aufgeklebt und am Morgen des ersten Monatstages zur Post gebracht werden. Dabei mussten alle mithelfen, neben den Meistersleuten auch Lehrling, Ladenpersonal und Hausgehilfin. Selten war man vor morgens zwei Uhr fertig, ohne die geringste Sonderentschädigung, versteht sich! – Für die Bäckerei wurden vom Bund Vorschriften erteilt; kein

Ida Hugentobler

Brot durfte den Laden verlassen, bevor es 24 Stunden alt geworden war. Eine Zeitlang mussten es sogar 36 Stunden sein. – Als das Mehl noch knapper wurde, mischte der Bäcker Kartoffeln bei, was sich aber in der warmen Jahreszeit gar nicht bewährte, denn das Brot wurde sauer, klebrig und zog beim Aufschneiden Fäden.

Zur Lagerung des Brotes musste extra ein Lokal gemietet werden. Der Hin- und Hertransport erforderte zusätzliche Arbeit, was bei dem öfteren Männermangel (Militärdienst) ins Gewicht fiel. Bei Abwesenheit des Meisters musste jedes in der Backstube helfen, wie es gerade ging, doch alles war ganz selbstverständlich.

Im Frühling 1945 zog ich zurück an den Zürichsee. Die Gefühle sind fast unbeschreiblich, die an jenem 8. Mai durch das Radio und Presse ausgelöst wurden! Und das Glockengeläute, das die Luft der ganzen Schweiz erfüllte, liess bestimmt kein Herz unberührt. Das waren Klänge, die tiefste Dankbarkeit und Freude hervorriefen. Noch heute bin ich gerührt, wenn ich daran denke.

Traurig ist nur, was seither alles passierte und noch passiert, traurig und unbegreiflich.

Elsbeth Haab-Schwarzenbach

Die Jahre vergehen, Schönes und Schweres wechselt im Leben. Zum Schönen im Leben der schwer arbeitenden Bauernfrauen gehörte damals der Flicksack: Wir durften zerrissene Überhosen, Socken etc. abgeben. Privatfrauen holten die Säcklein ab und brachten alles sauber und gut geflickt wieder zurück. Das gab ein gutes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wir haben grosse Wäsche. Zurzeit ist das Waschhaus nicht Militärküche. – Schon hängt die Wäsche am Seil, und ich gehe ins Haus. Unser Waschhaus steht am See, so muss ich die Seestrasse überqueren. Ein grosses schwarzes Auto nähert sich, ich sehe die Standarte des Generals. «Mueter, Mueter, de Gäneral faart verbii!» General Guisan lächelt über die Begeisterung und fährt weiter. Aber ich habe das gütige Lächeln des Generals nicht vergessen.

Gegen Ende des Krieges: Eine fliegende Festung brummt über unsere jungen Köpfe. In den Graben liegen? Nein – wir schauen hinauf und winken! So naiv kann man sein!

Obermeilen hat Polen-Einquartierung. Auch bei uns wird ein Zimmer requiriert. Ein Unteroffizier wird uns zugewiesen. Man sieht und hört ihn nicht. Aber jeden Tag sehen wir den Offizier mit den traurigen Augen, der im Schin hut wohnt und jeden Tag im «Hirschen» sein Mittagessen bekommt mit den anderen Offizieren.

Rationierung! Grossmutter näht Brotsäckli, für jeden ein eigenes mit gesticktem Monogramm. Jeden Morgen in der Frühe schneidet sie Scheiben vom Vierpfünder, steckt jedem seine 250 g ins Säckli und hängt sie an die Wand! Später hängt in jedem Bäckerladen das Plakat: «Altes Brot ist nicht hart – kein Brot, das ist hart». – Beck Spörri baut Gestelle im Vorraum; das Brot muss 24 Stunden alt sein, bis er es verkaufen darf.



Benzinmangel –
2 PS am Pflug.



Verdunkelung: Wir alle nähren schwarze Vorhänge. Kein Licht darf durchschimmern. Selbst die ohnehin kleinen Stallfenster müssen verdunkelt sein. Die Fahrradlampen werden mit blauem Glas ausgerüstet, Strassenlaternen bleiben dunkel. So weiss ich bis heute nicht, ob ich über einen Stein oder über «Buume-Schaggis» grosse Zehe gefahren bin. Dem Lärm nach war's die Zehe.

Vater und Bruder im Militärdienst – Frauenwirtschaft auf dem Bauernhof. Die Arbeit in den Reben geht gut, das sind wir uns gewohnt – schlimmer ist die «Anbauschlacht». Immer wird uns aber auf irgend eine Art Hilfe zuteil. Sehr froh sind wir jeweils, wenn jemand die «Holzchuchi» (Holzvergaser) am Traktor zu bedienen weiss.

Kriegsende: Die Kirchenglocken läuten, hier und überall im ganzen Vaterland. Zuerst ungläubiges Fragen: Ist wirklich Friede? Dann Erfassen der Tatsache, dann Danken. Gott danken für alle Bewahrung und Hilfe und Kraft. Dann Dank an alle, die für den Frieden eingestanden sind, an alle, die gearbeitet haben für die Mitmenschen.

Ein Erlebnis kurz vor Kriegsende: Pfarrer Kirchhofer hält die Predigt – unkonzentriert, zerfahren. Am Schluss des Gottesdienstes erzählt er: «Letzte Woche wurde ein junger Soldat exekutiert, als Landesverräter – und ich musste ihn auf seinem letzten Gang begleiten. – Nun schaut er auf zum letzten Mal in Gottes Sonne freudigen Strahl, nun binden sie

ihm die Augen zu, – dir schenke Gott die ewige Ruh.» Wir haben das Lied nachher ganz anders gesungen!

Kriegsfeuerwehr: Die Männer, Väter, Brüder sind im Militärdienst, die Jungen und die Ausgemusterten leisten HD (Hilfsdienst). Und wenn's brennt? Frauen und Töchter werden instruiert: «Schluch Nr. 3, Wasser – Leitern stellen, etc.» – Alle besammeln sich am Schiffsteg, Wasser wird aus dem See gepumpt und jede «darf» das Strahlrohr halten. Auch Übungen gibt es mit Schlauch auslegen und Rettungen über die Leiter. Und der Sold reicht knapp für ein paar Strümpfe.

Klara
Weber-Thalman

Als ausser den Lebensmitteln und den Textilien im Winter 44/45 auch noch das Gas rationiert wurde, ergaben sich für mich zusätzliche Schwierigkeiten. In unserer Winterthurerwohnung war alles ans Gas angeschlossen: Boiler, Durchlauferhitzer und Kochherd. Als Mutter eines zweijährigen Mädchens und eines Säuglings brauchte ich viel heisses Wasser für die tägliche Windelwäsche und das Kinderbad. Ich teilte die immer

knapper werdende Monatsmenge in 4 Wochenrationen auf. Ein- bis zweimal wöchentlich kontrollierte ich die Gasuhr, meistens mit der Feststellung, dass ich das Kontingent schon überschritten hatte. So blieb mir oft nichts anderes übrig, als am Wochenende zu meinen Eltern nach Horgen zu fahren. Sie hatten genügend elektrische Energie.

Dass in Winterthur im Winter 44/45 häufig die Sirenen aufheul-ten, daran hatten wir uns fast gewöhnt. Während bis jetzt die fremden Flugzeuge selten gehört oder gesehen werden konnten, vernahm ich eines Morgens ein dumpfes, ungewohntes Brummen, das sich zusehends verstärkte. Margrethli kam schreiend zu mir gelaufen, ich holte rasch mein Jüngstes aus dem Bettchen. Ein riesiger, schwerer Bomber nahte. Wir standen am Fenster und sahen das Flugzeug in erschreckend niedriger Höhe über die Dächer unseres Quartiers schwanken. Die Motoren mussten schwer beschädigt sein. Dem Piloten gelang es doch noch, wenige hundert Meter weiter unten auf freiem Feld notzulanden.

Bedrückend für uns war in den letzten Kriegswochen aber auch der Abend für Abend weit im Osten rot leuchtende Himmel, eine Folge der Bombardierung deutscher Städte und Dörfer, und die Vorstellung des grossen Leides für unzählige Menschen.

Dann kam dieser wundervolle 7. Mai 1945. Die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht wollte uns fast überwältigen. Da schämte sich niemand der Tränen heissen Dankes, dass nach langen Jahren des Schreckens eine bessere Zeit kommen sollte. Am folgenden Tag, dem 8. Mai, läuteten die Kirchenglocken mit voller Wucht und in den Betrieben wurde der Nachmittag frei gegeben. Es war ein frühlingshafter Tag, den mein Mann und das ältere Töchterchen benutzten, um mir einen riesigen Strauss Margeriten als Friedensgeschenk heimzubringen.

Als der zweite Weltkrieg zu Ende ging, war ich eben 14jährig geworden und besuchte die 2. Sekundarklasse im Ligusterschulhaus von Zürich–Oerlikon. Wir Schülerinnen und Schüler freuten uns sehr, als uns der Lehrer an jenem Maitag einen schulfreien Nachmittag ankündigte. Meine Schwester, einige Kameradinnen und ich unternahmen eine Velotour an den Türlersee. Dass wir zuerst die ganze Stadt durchqueren mussten, kümmerte niemanden; Autos waren damals weit und breit keine zu sehen. Wir genossen diesen prächtigen Frühlingsnachmittag mit der ganzen Lebensfreude unserer Jugend. Und doch waren wir nicht ganz unbeschwert. Als wir auf dem Rückweg eine Rast einschalteten, begannen wir über das zu sprechen, was wir Kinder während fast 6 Jahren miterlebt hatten: das gespannte Radiohören der Erwachsenen, die Angst, doch noch ins Kriegsgeschehen mitgerissen zu werden, das Heulen der Alarmsirenen, das so häufig geworden war, dass man ihm kaum mehr Beachtung schenkte. Auch Einquartierungen in unserer Turnhalle, die Bilder der Zerstörung und des Grauens in

Odette
Altorfer-Müller

Zeitungen und Zeitschriften, und anderes mehr wurde diskutiert. Wir meinten, all das würde nun zum Glück immer mehr der Vergangenheit angehören.

Einige Wochen später unternahm unser Lehrer mit uns einen Ausflug über die Höhen des Limmattals. Ein Ereignis, das im damaligen Schulleben alles andere als alltäglich war. Dass dieses Unternehmen aber nicht nur dem Vergnügen dienen sollte, merkten wir spätestens beim Mittagshalt. Unser Lehrer versammelte uns an einem schönen Aussichtspunkt und sprach lange und eindringlich zu uns über Krieg und Frieden sowie über seine Vorstellung einer Weltorganisation, die fähig sein sollte, weitere Kriege zu verhüten. Dieser Lehrer, den ich sehr verehrte, ist längst gestorben. Was ist aus seinen Hoffnungen geworden? Was würde er wohl zur heutigen Weltlage sagen?

Hanni
Matzinger-Köhler

Hochzeit wird erst gehalten, wenn Krieg und Militärdienst zu Ende sind. So hatten wir es beschlossen an unserer Verlobung im Januar 1944!

Und nun kam endlich der 8. Mai 1945! Die Kirchenglocken wurden von niemandem ungerührt und von allen überglücklich und mit innigem Dank gehört.

Das grosse Aufatmen! Ich spüre es noch, wenn ich daran denke! – Nun machten wir uns eifrigst an die Hochzeits-Vorbereitungen. Dass die so mühsam und schwierig sein könnten, hatten wir nicht gedacht. Mein Mann erhielt in Oerlikon, seinem Arbeitsort, keine Bewilligung für eine Wohnung. In Meilen hiess es, wenn ich ausziehe, müssten meine alten Eltern Mieter ins Haus nehmen, denn ein Einfamilienhaus mit 6 Zimmern für nur 2 Leute sei momentan nicht erlaubt! So baten uns meine Eltern, wir sollten doch vorläufig bei ihnen Wohnung nehmen.

Für das Hochzeitsfest waren weder Kutschen mit Pferden noch Autos (Benzinmangel) aufzutreiben, auch keine Cars! Mein Mann wollte aber den Verwandten aus dem Schaffhauserzipfel, meist Bauern, die schwere Jahre hinter sich hatten, eine rechte Freude bieten. In jenen Wochen hatten die SOB einen neuen Triebwagen mit 4 Abteilen, je eine Raucher- und Nichtraucher-Abteilung, in Betrieb genommen. Der Bräutigam fragte, ob der Triebwagen für einen Tag zu mieten wäre für seine Hochzeit. Die SOB zeigte sich freudig bereit, einem Wädenswiler seinen Wunsch zu erfüllen, schmückte ungebeten jedes Abteil mit schönen Blumen und putzte und ölte die Böden so gut, dass wir langberockten Frauen alle braune Säume erhielten! Nach der Kirche ging alles zu Fuss zur Bahn, die Fahrt ging von Wädenswil über Samstagern hinauf bis zur Höhe, wo die Route gewechselt wurde nach Rapperswil hinunter. Im Schwanensaal mit der herrlichen Aussicht auf den See fand das Hochzeitsessen statt. Der Hoteldirektor hatte uns geschrieben, man sei trotz strenger Rationierung in der «aussergewöhnlich glücklichen Lage», unserer Gesellschaft von 38 Personen ein gutes Essen zu offerieren, vorausgesetzt, dass wir die nötigen Mahlzeiten-Coupons beibringen könnten. So geschehen am 5. Juni 1945! – Ich hatte, sobald die Post wieder funktionierte

meine Brüder in den USA von dem geplanten Fest in Kenntnis gesetzt. Dass uns dann ausgerechnet beim Hochzeitsessen das 1. Telegramm erreichte, war der Höhepunkt unserer Freude. Freudentränen bei den alten Eltern! Alle feierten wir erst recht den «ausgebrochenen Frieden» in inniger Dankbarkeit!

Wir feierten unsere Hochzeit am 12. April 1945, also gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Kutschen der Gebrüder Schneider brachten uns zur Kirche und zum Festmahl, das aber sehr bescheiden war und zu dem jeder Gast seinen Mahlzeiten-Coupon abzugeben hatte. Nach unserem Fest fuhren wir mit einem «Holzküchenauto» (Holzvergaser) Richtung Zollikerberg, wo wir unsere Wohnung eingerichtet hatten. Unterwegs stand das sogenannte Auto bockstill, und der Fahrer fand nicht heraus, wieso die Feuerung nicht mehr funktionierte. So liess er sein Fahrzeug rückwärts rollen, und wir stiegen zu Fuss bergauf! Wir kamen oben an, als die Morgenzeitung ausgetragen wurde. Fettgedruckt stand zu lesen «Roosevelt gestorben». Was bedeutete dieser Tod für die Welt? Beschleunigte er den Frieden, setzte er den Bombardierungen ein Ende?

Wir reisten in die Skiferien und verschlossen die Augen für das, was in der Ferne geschah. Zurückgekehrt aber konnten wir uns den grauenhaften Reportagen nicht mehr entziehen: Die von den Alliierten gezeigten entsetzlichen Bilder von deutschen Konzentrationslagern liessen uns nicht mehr fröhlich sein. War so etwas menschenmöglich? Diese Bilder waren ja noch viel schlimmer als alles, was wir bisher gesehen hatten. Man war versucht, am Guten im Menschen zu zweifeln.

Aber das Leben ging weiter, und es kam der 8. Mai, der sogenannte «Victory-Day», und mit ihm waren wir alle bereit, wieder Hoffnung zu finden. Wir gingen durch die Strassen von Zürich und freuten uns, wie plötzlich fremde Menschen das V-Zeichen machten, sich grüssten und umarmten und so ihre Zuversicht zeigten!

So waren unsere ersten Ehewochen ein Zerrbild von Freude, Entsetzen und dann doch wieder voll Hoffnung.

Während des Zweiten Weltkrieges absolvierte ich vom 7. Februar bis 3. Juni 1944 die Inf. Rekruten-Schule. Im Herbst rückte ich dann erstmals zu einem vierwöchigen Aktivdienst im Tessin ein, zur Bewachung von SBB-Brücken und Tunneleingängen der Gotthardlinie. Ab Ende November 1944 bis in die zweite Hälfte des Januars 1945 (also über die Festtage) kam ein weiterer Aktivdienst dazu, so dass ich eigentlich über längere Zeit die Entwicklung auf den Kriegsschauplätzen mitverfolgen konnte. Bei diesem zweiten Aktivdienst, den ich in luftiger Jurahöhe unweit der Landesgrenze absolvierte, wurde ich zweimal Zeuge von Luftkämpfen über dem Gebiet Obereisass/Baden-Württemberg.

In den letzten Wochen vor Kriegsende war ich militärdienstfrei und arbeitete als junger Eisenwarenangestellter in Fribourg, um mich in Beruf und französischer Sprache weiter auszubilden.

Alice
Engi-Vedovelli

Max Baumann

Zugleich konnte ich auf diese Weise eine für mich noch unbekannte Region unseres Landes kennenlernen, da mein innigster Wunsch, einmal beruflich ins Ausland gehen zu können, einstweilen nur ein Traum blieb. Der Waffenstillstandstag (Kriegsende) war für mich ein aussergewöhnlicher Tag. Ich konnte zwar nicht in der Region Zürich im Kreise von Familie und Freunden den längst erwarteten Tag feiern, sondern stand als junger Deutschschweizer inmitten temperamentvoller, sympathischer Romands, welche mit Musik und Gesang lautstark, aber fröhlich das Kriegsende feierten. Auf den Plätzen und in den Strassen von Fribourg wurde getanzt und es flatterten Dutzende von amerikanischen, englischen und französischen Fahnen im Menschengetümmel. In den anschliessenden Tagen und Wochen wurde in Fribourg (und sicher auch andernorts) ein neuer Modetrend ins Leben gerufen. Viele Mädchen und junge Frauen trugen Foulards, Blusen und Jupes, welche vorwiegend in den Landesfarben der westlichen Alliierten zugeschneidert waren. Obschon wir keinen Krieg in unserem Land hatten, sah man und spürte es auch förmlich, dass die jungen Leute einem hoffnungsvollen Zeitabschnitt entgegensehen durften. Und wie sahen meine persönlichen Erwartungen nach dem Kriegsende aus? Mein Jugendtraum, einmal ins Ausland gehen zu können, wurde mir erfüllt. Ziemlich genau vier Jahre nach dem Waffenstillstand war es soweit, dass ich beruflich für eine schöne und längere Zeit nach Belgien gehen durfte, woran ich mich noch heute gerne erinnere. Ein Arbeitsaufenthalt in einem fremden Land, kurz nach dem Weltkrieg, war damals beinahe etwas Ungewöhnliches.

Kurt Müller

Das Kriegsende am 7. Mai 1945 war das Ende eines Alptraums. Die Niederlage Hitler-Deutschlands war zwar seit 1943 abzusehen; aber der ungeheure Druck, der in den sechs Kriegsjahren auf den Schweizerinnen und Schweizern lastete – und zu einer seither nicht mehr erlebten Solidarisierung führte – wich erst mit dem Kriegsende. Ich erlebte das Ende – ich war damals zwanzig – als einen Moment der Befreiung und der Hoffnung. Ich war damals in der Leitung des Kadettenkorps der Stadt Zürich engagiert. Wir feierten den Abend mit der ganzen Bevölkerung auf den Strassen, gedachten aber auch der Kriegsoffer. Wir liessen auf dem Bellevue ein von vier Kadetten gehaltenes grosses Schweizer Fahnentuch aufspannen, in das die spendefreudigen Passanten bis ein Uhr in der Nacht eine rechte Summe für die Kriegsversehrten einwarfen. Ein Trommler machte auf das Fahnentuch aufmerksam.

Wir Kadetten hatten uns während des Krieges immer wieder für Hilfsdienste zur Verfügung gehalten. 1940 zum Beispiel war ich in den kritischen Tagen der deutschen Westoffensive der Hauptbahnhof-Wache in Zürich als Meldeläufer, aber auch zur Bewachung des Kantonnements der Wache im Wartsaal zugeteilt und sah die Menschenmasse nach der Inner- und der Westschweiz verreisen. Evakuierung war damals übrigens offizielle Verteidigungsdoktrin.

Das Ende des Krieges brachte aber auch die Abrechnung mit Hitler-Sympathisanten in der Schweiz und mit Deutschen, die zur fünften Kolonne gehört hätten, wenn es zu einem Angriff gekommen wäre. In dem Miethaus im Eisernen Zeit in Zürich, in dem wir seit 1933 wohnten, war Mitte der dreissiger Jahre ein älteres deutsches Ehepaar eingezogen. Ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch kam zudem ein etwa dreissigjähriger Sohn hinzu, der angeblich vor allem «Merklin»-Spielwaren vertrieb. Etwa zwei Monate vor Kriegsausbruch beanspruchte er den Trocknungsraum, um hinter verschlossener Türe eine «Ausstellung» für Kunden aufzustellen. Wir waren ja nicht auf den Kopf gefallen. Mein Vater meldete dem polizeilichen Nachrichtendienst, dass in diesem Raum vermutlich ein Funkgerät aufgestellt sei. Der Deutsche, der sich übrigens auch bei der Mobilmachung auffällig intensiv um die Schweizer Truppen kümmerte, kam auf die Liste der bei einem Angriff sofort zu Verhaftenden. Nach Kriegsende wurde er mit einigen Dutzend andern Deutschen aus der Schweiz ausgewiesen. Wir hatten die deutsche Bedrohung also während der ganzen Kriegsjahre ständig vor Augen und waren deshalb umso erleichterter, als mit der Kapitulation die ganze Gefahr endgültig vorbei war.

Es war der 1. April 1944. Als junger Korporal genoss ich im Elternhaus in Neuhausen am Rheinfall einen Militärurlaub. Gegen Mittag heulten die Sirenen. Amerikanische Flugzeuge – wahrscheinlich wegen eines Navigationsfehlers – tauchten auf. Inert Sekunden krachte es, als ob gleichzeitig mehrere Blitze eingeschlagen hätten. Aus dem benachbarten Schaffhausen stiegen riesige Brand- und Staubwolken. Zur Hilfeleistung eilte ich in die Stadt. Hier bot sich mir ein Bild des Grauens. Häuser und Fabrikgebäude brannten oder waren in Schutt und Asche versunken. Traurig musste ich zur Kenntnis nehmen, dass 40 Menschen, unter ihnen auch Freunde und Bekannte, durch die Bombardierung den Tod erlitten hatten.

Am Abend hatte ich zu meiner Militäreinheit zurückzukehren. Die Bewachung der Grenzen gehörte wieder zum Alltagsleben. Denn ich war Angehöriger der Grenztruppen und leistete Aktivdienst im Umkreis des Kantons Schaffhausen. So wurde ich Zeuge der Not und des Elends direkt vom Krieg betroffener Mitmenschen. Gegen das Kriegsende hin gelang zahlreichen von den Deutschen internierten alliierten Soldaten die Flucht. Sie erreichten Schaffhausen in zerrissenen, schmutzigen Uniformen, ohne Schuhwerk, die zerschundenen Füsse mit Lumpen umwickelt, abgemagert, krank und psychisch in einem desolaten Zustand. Wie dankbar waren diese bejammernswerten Opfer für ein Stück Brot, eine Militärschokolade oder eine Zigarette, wie leuchteten ihre eingefallenen Augen, wenn sie erfuhren, sich auf Schweizerboden in Sicherheit zu befinden!

Wer all diese Bilder des Schreckens miterleben musste, war am 7. Mai 1945, dem Tag der Kapitulation eines verbrecherischen Regimes übergelukkig und erleichtert. Hätte Hitler nämlich sein Ziel erreicht, in Europa ein grossgermanisches Reich zu

Franz Bollinger
sen.

schaffen, wäre trotz unseres unbeugsamen Widerstandswillens auch für eine unabhängige und demokratische Schweiz kein Platz mehr gewesen.

Mit dem Friedenstag hoffte ich, es werde nun eine heile Welt geschaffen. Ich hatte allerdings meine Hoffnung zu hoch angesetzt, wenn ich an die Jahre bis zum Ende des «Kalten Krieges» und die seitherigen Kriegsschauplätze in aller Welt denke.

III. Kriegsende im Militärdienst

Paul Rüegg

An den denkwürdigen Tagen vom 7. und 8. Mai 1945 war ich wieder einmal im Urlaub aus dem seit dem 3. September 1939 dauernden mobilisierten «Normal»-Zustand eines Füsiliers in der Schweizer-Armee. Zuvor befand ich mich mit meinen Kameraden am kurz vorher bezogenen neuen Standort bei der Gempenfluh im Basler Jura. Der Tiefblick und die Fernsicht waren prachtvoll. Beim Burgundertor am Rhein loderte ein grosser Brand als Folge eines Bombenangriffes. Den zerstörerischen Vorgang nahm ich wohl zur Kenntnis, die Schönheit der weiten Landschaft mit dem glitzernden, dahinfließenden Rhein hingegen konnte ich sozusagen ungestört geniessen.

Am Tag meines Urlaubantrittes hatte meine Frau mich mit einem Spiegelei auf Speck zum Abendessen überraschen wollen. Ungeschickterweise liess ich den Teller auf den Küchenboden fallen. Die landesweite Rationierung zu jener Zeit liess die Zuteilung von nur einem Ei und ganz wenig Fleisch pro Person und Monat zu. Ich löffelte das Ei und den Speck vom Boden aus in den Mund. Die Mahlzeit konnte ich trotzdem geniessen! Dies sind zwei Beispiele, die zeigen, wie man den Alltag unkompliziert und scheinbar unbelastet erlebte. Erst am 7. Mai wurde uns bewusst, dass wir einer unerkannten und dauernden psychischen Belastung losgeworden waren. In unserem Tagebüchlein steht dick unterstrichen am 7. Mai «Kapitulation der ganzen deutschen Wehrmacht bedingungslos» und am 8. Mai 1945: «Waffenstillstandstag»!



Grenzposten bei Schönenbuch

12. 5. 45

HE

Ende April 1945 wurde unsere Einheit (MotHPBat) noch einmal zu einem Aktivdienst aufgeboten und ins Baselbiet verlegt, zuerst nach Ormalingen, später nach Allschwil. Unsere Begeisterung darüber war gering, besonders als wir bei Kriegsende nicht sogleich entlassen wurden. Anstrengend war der Dienst allerdings nicht, jedenfalls fand ich genügend Zeit, um mit Stift und Zeichenblock einige Erinnerungen festzuhalten.

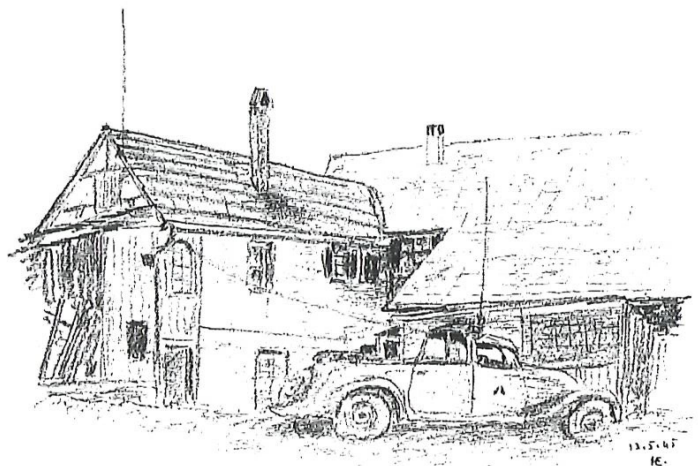
Wozu wir eigentlich hier waren, war uns Soldaten nicht klar, dafür zirkulierten allerlei Gerüchte. Da war die Rede von versprengten Armeeteilen, die sich in die Schweiz absetzen könnten (obschon Süddeutschland schon lange von den Alliierten erobert war). Andere befürchteten, die kommunistische Siegermacht Russland könnte unsere linken Parteien zu einem Putschversuch bewegen, um an die Macht zu kommen – eine Art Parallele zu 1918.

Die Freude über das Ende dieses nahezu sechsjährigen Krieges mit all seinen Bedrohungen erhielt im Baselbiet allerdings einen Dämpfer. Kurz zuvor hatte ein scharfer Nachtfrost praktisch die gesamte Kirschenenernte vernichtet. Überall fielen die schwarz gewordenen «Chriesinäggel» zu Boden, ein trauriger Anblick, der keine rechte Feststimmung aufkommen liess.

Erst gegen Ende Mai konnten wir wieder ins Zivilleben zurückkehren, sehr erleichtert darüber, dass unser Einsatz weder in der einen noch anderen Art nötig wurde.

Hans J. Ess

Mobile Funkstation der MotHPBat in einem Baselbieter Bauernhof.



8. Mai 1945. Allmend des Waffenplatzes Thun. Aus der Stadt tönen die Kirchenglocken herüber. Der lang ersehnte Friede wird in der ganzen Schweiz eingeläutet. Frohes Volk – im Sunntigs-Gruscht – pilgert zur Stadt. Es soll gefeiert werden. Schwitzende, feldgraue und behelmte Gestalten auf der Allmend: Aspiranten der Train- und Säumer-Offiziersschule beim täglichen Drill. Der junge Leutnant lässt uns die Übungen – heute neckisch der Besonderheit des Tages angepasst – in V-Formation (V für Victory – Friedenszeichen) durchführen. Takt-schritt – Laufschrift – Froschhüpfen, den Karabiner mit ausgestreckten Armen vor sich hingehalten –: alles in V-Formation. «Halt! Liegen! Kriechen!» . . . und das grosse, feldgraue V robbt an den Boden gepresst über den nassen Allmendboden. «Halt!» tönt der neue Befehl. Jeder weiss: stocksteif liegenbleiben, keine Bewegung, wenn man nicht ein Sonderprogramm riskieren will. Ich schiele unter dem Helm zum Kameraden auf der andern Seite hinüber, sehe ein schweissüberströmtes, grin-sendes Gesicht und weiss einmal mehr, dass uns unser

Martin Beck

Schlauchmeister auf den Boden aber nicht untergekliebt hat!
Der Leutnant, den wir oft verfluchen, aber trotz allem recht gut mögen, stemmt die Arme in die Seiten und verkündet: «Meine Herren! Für Sie ist der Friede noch lange nicht ausgebrochen!» ... und hat insofern recht, als die meisten von uns bis zum November im Dienst bleiben müssen. Also keine hehren Gedanken über den Frieden in der Welt.

Aber klingt auf dem Rückmarsch in die Kaserne das angestimmte Marschlied nicht heller als sonst?!:

«Wird der Krieg zu Ende sein, Drücken dich die Sorgen,
lieber Kamerad, leg sie auf die Schultern mir!
richten wir das Leben ein, Heute und auch morgen
wie wir woll'n trag ich sie mit dir!»

es sollte sein.

Reck den Rücken grad!

Emil Schweizer

Ende März 1945 ist unsere Einheit in Diessenhofen einquartiert. Auf dem Turm bei der hölzernen gedeckten Rheinbrücke halten wir Wache.

Auf der anderen Seite des Rheins wird beim Dorf Gailingen heftig gekämpft, denn die Franzosen sind in die Ortschaft eingedrungen. Die Deutschen ziehen sich zurück, und es wird langsam ruhig. Nun tauchen beim gegenüberliegenden Brückende französische Soldaten auf und kommen auf die Brücke. Da halten auch wir es nicht mehr aus auf dem Turm, klettern hinunter und betreten ebenfalls die Brücke. In der Mitte treffen wir zusammen, französische Soldaten und Schweizersoldaten. Eine herzliche Begrüssung findet statt. Die Franzosen bringen Wein, wir unsere Zwischenverpflegung. Ein kurzes, fröhliches Brückenfest markiert das einmalige Ereignis.

Einige Tage später folgt ein Vollpackungsmarsch ins Rafzerfeld nach Hüntwangen. Unsere Aufgabe bleibt es, weiterhin die Grenze zu bewachen. Persönlich habe ich noch andere Pläne. Am 7. April will ich meine Braut heiraten. Dazu erhalte ich drei Tage Urlaub. Am Samstag findet in Krummenau eine bescheidene Hochzeitsfeier statt. Am Sonntag folgt der Einzug in unsere Wohnung im Haus Ormisegg in Meilen. Schon am Dienstag habe ich wieder einzurücken nach Hüntwangen und meine junge Frau bleibt für einige Wochen allein zurück.

Am 7. Mai 1945, genau einen Monat nach unserem Hochzeitstag, kapitulieren die Deutschen. Die Friedensglocken läuten am folgenden Tag. Doch bei uns Soldaten im Rafzerfeld will keine Freude aufkommen, denn unser Kompaniekommandant «schlaucht» während des Glockengeläutes das Kader, bis wir alle bachnass sind. Die Einwohner des Dorfes schauen fassungslos dem Treiben zu und pfeifen den Hauptmann gewaltig aus. Ja, so erlebten wir den Friedensschluss!

Edgar E.
Brunschwiler

Nach wechselhaftem Wetter, endlich Sonnenschein ...
Seit mehreren Tagen rollt die grosse Verbindungsübung der letzten Kriegs-Infanterie-Übermittlungs-Rekrutenschule von Freiburg in Richtung Genfersee. Zwischen Romont und Orbe

hatte ich als Korporal meine Feldtelefon-Zentrale mit dem Rufnamen «Omaha» ordnungsgemäss eingegraben. Wir wussten, dass der 2. Weltkrieg, der 2046 Tage gedauert hatte, an diesem Dienstag, den 8. Mai 1945, mit der Unterzeichnung der Kapitulations-Urkunde durch Keitel, Schukow, Spaatz, Tedder und de Lattre um 24 Uhr in Europa endlich zu Ende gehen sollte.

Die abverdienenenden Uof waren teils seit über einem Jahr im Dienst und wir hofften, vorzeitig nach Hause entlassen zu werden. Im Laufe des Nachmittags wurde das Kader zum Rapport durch den welschen Kompanie-Instruktor zusammengezogen und wir erfuhren, was wir bereits wussten. Sein «Meine Erren für uns geht das Krieg weiter, abtreten!» begriffen wir jedoch nicht recht. – Am Abend sollten in der ganzen Schweiz alle Kirchenglocken während einer Viertelstunde den «Frieden einläuten». Nun hatten wir Uof, Deutschweizer, Romands und Tessiner, uns abgesprochen, dass während des Glockengeläutes unser Verbindungsnetz schweigen würde. Jeder hatte Vorkehrungen zu treffen, dass der Grund für den totalen Verbindungs-Unterbruch nicht allzu leicht zu entdecken war. Schweigend machte sich jeder Unteroffizier und Rekrut während dieser Minuten seine Gedanken über die Vergangenheit und mehr noch über die ungewisse Zukunft, dies solange bis der Herr Leutnant mit dem Fahrrad angebraust kam und lautstark wissen wollte, warum denn keine Verbindungen mehr möglich seien. Wir nahmen uns Zeit für die befohlenen Störpatrouillen und, Wunder oh Wunder, mit dem letzten Glockenschlag spielte das Netz wieder einwandfrei. Schon am nächsten Tag hörten wir am Radio nach all den Jahren den ersten Wetterbericht und beim Bahnhof und an den Strassenkreuzungen wurden die verstaubten Tafeln und Wegweiser wieder angebracht. Die Brotration wurde von 200 auf 250 Gramm erhöht und das Wetter blieb bis zur Abreise in die grosse Verlegung ins Toggenburg sonnig und trocken.

Einige Wochen später war dann die RS doch zu Ende. Bis zuletzt hatte der Leutnant nicht begriffen, dass der von ihm bewunderte nördliche Nachbar nichts mehr zu sagen hatte. Sein Telephonzug hat sich von ihm nicht verabschiedet.

Vom 21. Oktober 1944 bis zum 9. Januar 1945 hatte ich den letzten Aktivdienst absolviert. Als dann am 7. Mai die bedingungslose Kapitulation Deutschlands erfolgte, hatten wir natürlich grosse Freude und waren sehr erleichtert darüber, dass der mehr als fünf Jahre dauernde Krieg endlich ein Ende gefunden hatte. Da ich aber schon im April wieder ein Aufgebot für den 13. Mai erhalten hatte, war meine Freude nicht ganz ungetrübt. Immerhin erinnere ich mich, dass wir im Geschäft am 8. Mai zur Feier des Tages am Nachmittag frei hatten! Bei strahlendem Sonnenschein machten wir eine Fahrt auf dem Zürichsee.

Vom 13. Mai bis zum 14. Juni 1945 leistete ich nochmals Aktivdienst im Tessin und im Waadtland, wo wir mit der Bewa-

Walter Appoloni



Spahis, Soldaten Frankreichs aus Nordafrika, als Internierte in unserem Land; Schweizer Armeeangehörige bewachen Internierte in Lagern.

chung von Internierten beschäftigt waren. Ich hatte das «Vergnügen», mit meinen Soldaten in Yvonand am Neuenburgersee 120 Russen zu «hüten». Da habe ich das erstemal gemerkt, dass Russland ein Vielvölkerstaat ist, denn die Internierten waren teils Europäer und teils Asiaten.

Walter Wunderli

Ein Zwischenfall, der sich kurz nach der zweiten Mobilmachung der Schweizerarmee (11. Mai 1940) abgespielt hat, blieb mir in lebendiger Erinnerung.

Ich war Telefonsoldat einer Festungs-Kompanie. Die Artilleriestellung befand sich in Gordola, am Eingang zum Verzascatal ungefähr 120 m über der Magadinoebene. Der Dienstbetrieb war nervös, alles in höchster Alarmbereitschaft. Kein Ausgang. Die Dämmerung legte sich über die Ebene. Plötzlich ertönte der Ruf: «Wache heraus!» Was war der Grund hierfür? Der Wachtposten vor der Festung hatte beobachtet, dass unten im Dorf jemand Lichtsignale gab.

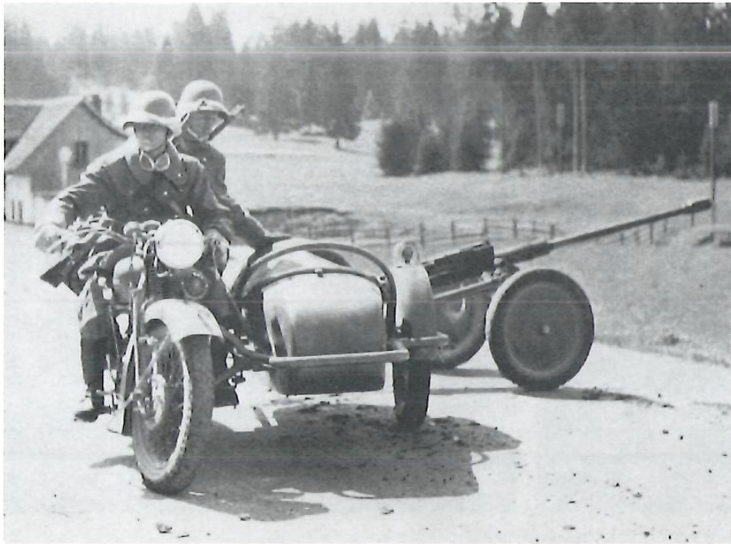
Mit der halben Wache ging es im Eilschritt hinunter auf das Haus zu, aus dem die Lichtsignale kamen. Als die ausgerückte Wachmannschaft beim Hotel ankam, fuhr im gleichen Moment ein Taxi weg. Zwei gezielte Schüsse in die PneuS hinderten das Auto weiterzufahren.

Jetzt wurden die Violetten (Militärjustiz) wegen Spionageverdacht eingeschaltet. Das Untersuchungsergebnis? Ein Angehöriger unserer Kompanie hatte seinem Schatz mittels Taschenlampe «Gute Nacht» signalisiert, und die Signale wurden aus dem Hotelzimmer verdankt.

Drei Tage scharfer Arrest waren die Quittung für den Gutnacht-Wunsch...

Lukas Stalder

Ein milder Frühlingstag über dem Säntisgebiet geht allmählich zur Neige. Eine Gruppe Mitrailleur-Rekruten unter der Führung



«Motorisierte» in Aktion.

ihres jungen Korporals stürmt auf der Strasse von der Schwägälp hinunter nach Urnäsch. Die Gamellen am Brotsack klappern, der umgehängte Karabiner schlägt gegen den Rücken, an den Zehen brennt die erste Blase und dunkle Schweissflecken beginnen sich am Rücken der feldgrauen Gebirgsblusen abzuzeichnen. Wieder taucht eine Gruppe auf und überholt uns, von der Strasse weg eine Runse hinunterrutschend. Zwei andere hört man weiter oben, auf der Suche nach dem kürzesten Weg, sich mit gegenseitig lauten Zurufen ihre Beobachtungen mitteilend.

Dabei hat doch dieser Tag so wenig militärisch begonnen. Ohne Gepäck sind wir in angenehm loser Marschordnung die zwölf Kilometer auf der mässig ansteigenden Strasse auf die Schwägälp hinaufmarschiert, haben uns nach einer ungewohnt wohlschmeckenden Verpflegung und einer gemächlichen Siesta auf der Alpweide mit der Seilbahn auf den Säntis tragen lassen und sind eine Stunde später mit dem Gedanken an eine gemächliche Rückkehr nach Urnäsch wieder auf der Schwägälp «gelandet». Aber kaum angekommen, ging jetzt dort unten der «Tanz» los. Viel Geschrei und Gebrüll. Gruppenwettkampf hinunter nach Urnäsch. Nein, die Letzten waren meine sieben Rekruten mit ihrem Korporal nicht, als der Feldweibel in Urnäsch auf seine Stoppuhr drückte.

Ich habe anschliessend an diesen Türk den Tagesbefehl vom 8. Mai 1945 noch einmal gründlich studiert. Von einem Gruppenwettkampf war darauf nichts zu lesen. War es nun wirklich ausgerechnet in einer schweizerischen Rekrutenschule an dem Tag, an welchem in ganz Europa endlich die Waffen schwiegen und in unserem Land alle Kirchenglocken läuteten aus grosser Dankbarkeit, dass wir unsere Waffen nicht gebrauchten und dass wir Mitrailleure unsere veralteten Maschinengewehre nicht im Ernstfall einsetzen mussten, nicht möglich gewesen, diesen Tag mit etwas mehr Ruhe und Würde zu beschliessen?

Dieses zwiespältige, martialische Getue von damals stösst mir heute noch sauer auf, wenn ich mich an diesen bedeutenden Tag zurückerinnere.

Dabei ist es ja auch bei uns nicht ohne Waffengewalt abgegangen. Vier Maschinen habe ich bei Luftkämpfen abstürzen sehen. Eine dieser kriegerischen Auseinandersetzungen spielte sich, ich meine es war im Frühsommer 1943, unweit des Bergmeilemer Schulhauses ab und zwar in recht geringer Höhe, so, dass ich es vorzog in einen Graben zu kauern, um meine Beobachtungen anstellen zu können. Eine «Fliegende Festung» wurde von zwei schweizerischen Jagdmaschinen verfolgt, und ich fragte mich, warum die beiden Schweizer mit ihren Bordkanonen so unbarmherzig auf den «waidwunden» amerikanischen Koloss feuerten, bei dem Metallstücke davonflogen und aus dem weit offenen Bombenschacht schwarze Rauchwolken qualmten. Wusste die Besatzung überhaupt, wo sie sich befand? Aber dann kam die Retourkutsche. Der Amerikaner feuerte noch einmal aus allen seinen Rohren, zum Glück ohne zu treffen, und als seine Waffen schwiegen, sah ich über dem Horizont des Pfannenstiels schwarze Punkte aus dem Bombenschacht fallen, die sofort an weissen Fallschirmen pendelten und meinen Blicken entschwanden. Die Besatzung wurde interniert. Der Bomber stürzte in den Greifensee, nachdem er vom Piloten vor dessen Absprung dorthin dirigiert worden war. Der «Bomber-Schaffner» hat ihn Jahre später wieder an Land gehievt.

Strammstehen vor
der Entlassung.



Einen Monat nach dem Friedenstag stand das Rekrutenbataillon zur Entlassung bereit in peinlichst ausgerichteten Kolonnen auf dem Zürcher Kasernenplatz. In militärisch akzentuierten Worten hielt der Schulkommandant seine Entlassungsrede. Kurz vor der letzten Achtungstellung beschloss er seinen Appell mit einem Hinweis darauf, dass der Göttschihof im Aeugetertal einen Korporal suche, der von der Landwirtschaft etwas verstehe. Spontan trat ich als einziger vor und erhielt die «Stelle». Mir kam die Sache recht gelegen. Erstens verstand ich nach dreijährigem Praktikum in einer landwirtschaftlichen Schule der Romandie etwas vom Bauern, zweitens dauerte es noch fast vier Monate, bis ich mein Studium beginnen konnte und drittens hatte ich während dieser Zeit keine Interniertenwache zu schieben.

So schleppte ich schon ein paar Tage später meine Vollpackung vom Bahnhof Affoltern a.A. hinauf ins Aeugetertal und wurde vom Lagerkommandanten, einem Oberleutnant ohne Waffenrock und Mütze, mit zurückgerollten Hemdsärmeln empfangen. Zum Gruss streckte er mir freundlich seine

Rechte entgegen. Der Götschihof sei ein Sammelbecken für Wehrmänner aller Altersstufen, die im alkoholisierten Zustand irgendwelche militärische Spielregeln verletzt hätten. Meistens handle es sich um Wachtvergehen, Verweigerung von Befehlen oder sonst um gravierende Verstösse gegen das Dienstreglement. Alkoholabhängige würden an Stelle einer Gefängnisstrafe zur Therapie in den Götschihof oder in ein gleiches Arbeitslager nach Gampelen im Berner Seeland geschickt. Ob eine solche Internierung sehr hilfreich für die Alkoholabhängigen gewesen war, vermochte ich weder damals noch vermagine ich es heute zu beurteilen. Was mir aber noch klar in der Erinnerung haftet, ist die Tatsache, dass die Motivation der Leute für einen solchen Aufenthalt nicht die beste war.

Die «Crew» bestand, ausser dem Kommandanten und mir, noch aus einem Feldweibel, einem Bauern, der mit seiner Familie ganz in der Nähe wohnte und Zivill Kleider trug, wenn er nicht Dienst hatte. Dazu gehörten ferner ein Fourrier mit seinem Gehilfen und der Melker, ein Zivilist.

Meine Aufgabe bestand darin, mit der Mannschaft zur Feldarbeit auszurücken, an Stelle des Karabiners den Unkrautschaber oder eine Hacke auf der Schulter. Sehr oft marschierten wir auf die Albishöhe, wo ein Zürcher Nobelhotel einen grossen landwirtschaftlichen Betrieb sein eigen nannte. Dort jäteten und ernteten wir, und ein Küchenchef aus unserer Reihe verwandelte die mitgebrachten Lebensmittel in einer Feldküche in ungeahnte Leckerbissen. Dieser Dienst auf der Albishöhe war bei der Mannschaft und auch bei mir nicht unbeliebt, waren wir doch den ganzen Tag weit weg vom «Geschütz» und unter uns. Hätten wir damals gewusst, was ich erst Jahre später erfahren habe, mit welchem geringem Hungerlöhnchen der damalige Gutsverwalter unsere Dienstleistungen auf dem Albis der Militärverwaltung abgegolten hatte, hätte das bei mir und meinen «Männern» grossen Unmut ausgelöst. Aber eben, Kriegsgewinnler gab es halt damals schon und nicht erst heute, auch bei uns in der Schweiz auf den verschiedensten «Etagen».

Dann fielen die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Endlich Kriegsende! Entlassung? Weit gefehlt! Das militärische Denken offenbarte wieder einmal die gleiche Phantasielosigkeit wie seinerzeit am V-Tag auf der Strasse von der Schwägälp hinunter nach Urnäsch. Anstatt im Sinne einer Amnestie etwas Gnade vor Recht ergehen zu lassen (viele von den «Götschihöflern» hatten die ganze, fast sechs Jahre dauernde Grenzbesetzung mitgemacht) und die Männer nach Hause ziehen zu lassen, wo in unserer unversehrten Wirtschaft Arbeit in Hülle und Fülle auf sie wartete, wurde das Lager im Götschihof zwar aufgehoben, die «Insassen» aber zur Verbüssung der Reststrafen nach Gampelen verlegt.

Nach der Ankündigung dieses Vorhabens «brummte und summte» es im Götschihof wie in einem Hornissennest, in welchem man mit einem Stecken herumstochert. Und dann geschah, was geschehen musste. Als am darauffolgenden Sonntag der Korporal allein das erzürnte und mit Gift und Galle gela-

dene «Hornissenvolk» hüten sollte, flog dieses aus, einzeln und gruppenweise dem Tal zu, wo es sich in den verschiedenen Wirtschaften verteilte. Der Heimflug war dementsprechend flügelahm. Anderntags das grosse Theater. Die «Violetten»¹ tauchten auf. Grosse Untersuchung des Vorfalles während zweier Tage. Der Korporal kam ungeschoren davon, der Kommandant möglicherweise mit einem Verweis, weil er das «Hornissennest» nicht besser hüten liess. Die «Insassen» wurden nach Gampelen abtransportiert.

Anderntags standen der Feldweibel und sein Korporal in zivilen Überhosen, letzterer mit barem Haupt, weil er die feldgraue Police-Mütze nicht mehr tragen durfte – der Krieg war ja schliesslich auf der ganzen Welt zu Ende –, am Rande eines riesigen Runkelrübenfeldes und begannen, die Rüben auszureissen und zu putzen. Am Ende der Woche sah man dann einen Zivilisten mit militärischer Vollpackung und angehängtem Karabiner dem Bahnhof Affoltern zustreben, heim nach Bergmeilen. Am Montag konnte er sein Studium an der landwirtschaftlichen Fakultät der ETH beginnen. Wer im Götschihof weiter Runkeln putzte, das war nicht mehr seine Sorge.

Max Wunderli

April 1945. Es ging im sechsten Kriegsjahr recht turbulent zu und her in Europa. Die Russen hatten Wien eingenommen und drängten weiter gen Westen, eine deutsche Heeresgruppe und eine grosse Zivilbevölkerung vor sich hertreibend. Diese strebten dem noch unbesetzten Tirol und dem Salzburgerland zu, nicht um sich in der vielgerühmten Alpenfestung zu sammeln und zurückzuschlagen, sondern lieber sich dort den aus Bayern vorstossenden Amerikanern zu ergeben: Man wollte nicht «von den roten Horden» vereinnahmt werden. Es war ein Wettlauf um Zeit, um würdigeres Überleben, um eine aussichtsreichere Zukunft.

An unserer Nordgrenze, dem Rhein und Bodensee entlang, waren die Franzosen bis ins Voralbergische vorgestossen. Im Regierungsviertel von Berlin legten die Russen die Häuser in Schutt und Asche. Und die Nazis mobilisierten als letztes Aufgebot Schüler und alte Männer, die als Werwölfe das, was das Militär nicht halten konnte, zurückerobern sollten. Die noch immer laute Propaganda sprach von Durchhalten, von einer bald zum Einsatz kommenden Wunderwaffe und von einem aus Norddeutschland anrückenden Ersatzheer. Derweil meldete der immer häufiger zu hörende englische BBC-Nachrichtendienst – wohlbekannt durch sein dumpfes «dumdumdum» Trommel-Eingangssignet, dem Morsezeichen für V (Victory) – justament die Einnahme jenes Gebietes durch britische Truppen.

Es brodelte in der Gerüchteküche: Hitler soll seine langjährige Geliebte Eva Braun geheiratet haben; seinen Stellvertreter Hermann Göring habe er abgesetzt, weil dieser einen Separatfrieden mit dem Westen vorgeschlagen habe, Bormann sei der

Nachfolger; Hitler habe samt Ehefrau Selbstmord begangen, nein, er habe sich in seinen Adlerhorst in der Alpenfestung zurückgezogen; Admiral Dönitz sei zum Oberbefehlshaber ernannt worden und wolle mit den Alliierten zu Wasser, zu Land und in der Luft einen Waffenstillstand abschliessen. Was war Dichtung, was war Wahrheit?

Letzteres traf zu. Am 8. Mai – just am zweiten Geburtstag unseres Töchterchens Susi – sollten auch bei uns in der Schweiz die Friedensglocken läuten. «Friedensglocken» ist zwar nicht das richtige Wort, sie läuteten zum Waffenstillstand. Dass es so rasch Frieden geben werde, daran zweifelte ich. Wohl schwiegen einstweilen die Kanonen. Aber es gab Nationen und Volksgruppen, die etwelchen Groll, Neid, Ablehnung gegen andere hegten. Schon einmal hoffte ich, der Spuk sei zu Ende, wir könnten bald nach Hause. Damals, als die Deutschen Paris und halb Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen erobert hatten. Aber es gab da im mitgeschlagenen England einen Mann namens Churchill, der seinem Volk Blut, Schweiss, Tränen und den Endsieg versprochen hatte. Da begann es erst richtig. Der gleiche Mann soll aus Verärgerung über herabmindernde Äusserungen des sowjetischen Diktators, die westliche Material- und Truppenhilfe betreffend, erwogen haben, sich mit der geschlagenen Wehrmacht zu verbünden und gegen die Rote Armee ins Feld zu ziehen. Der Kommunismus habe ja sowieso die Weltrevolution auf seine Fahne geschrieben. Keine freudigen Perspektiven?!

Doch wir freuten uns einfach einmal über den Waffenstillstand. Er würde mich wohl für die nächsten Wochen vor einem Marschbefehl bewahren. Am 7. Januar 1945 war unser Schweres Motor-Kanonen-Regiment nämlich entlassen worden, nachdem wir seit anfangs Juli 1944 in der Region Lugano im Einsatz gestanden hatten. Es waren beileibe keine Ferien in der Sonnenstube! Der Zusammenbruch des Mussolini-Regimes und der Druck der Alliierten auf die zurückweichenden Deutschen sowie die über die Grenzberge am Comersee herüberströmenden Flüchtlinge erforderten auf unserer Seite höchste Einsatzbereitschaft über viele Wochen bei völliger Urlaubssperre. Dafür durften uns die Frauen und Bräute mit Transportgutscheinen bei freier Kost und Logis besuchen. Mit Nachsicht, Rücksicht und Ablegen von Hemmungen bei den ohnehin prekären Platzverhältnissen in den Tessinerdörfern liess sich auch die Unterkunftsfrage leidlich lösen. Drollig, wie da bei der Tagwache im mit Zeltblachen abgeteilten «Himmelbett» Männlein und Weiblein vermischt im Stroh lagen.

Dann verlegte man uns mit anderen Heeresseinheiten zur Umgruppierung und Bildung von je einer 13. und 14. ad hoc-Division in die Deutschschweiz. Mit ausgedehnten Manövern zwischen dem Luzerner Hinterland und dem Lindenberg schweiss-te man die neuen Truppenteile zusammen, um sie dann wieder mit Kriegsmunition versehen in der Nordwestschweiz zum Grenzschutz einzusetzen. Unsere Batteriestellungen lagen bald da, bald dort im Baselbiet. Das Geschehen jenseits der nahen

Das Maschinen-
gewehr im Einsatz
gegen Flieger.

Grenzen beobachtete man aus dem Kommandoposten auf dem Gempenstollen und in der Stadt Basel.

Seit der Intensivierung des Luftkrieges gegen Deutschland erschienen vermehrt vorwiegend amerikanische Fliegende Festungen über unserer Gegend mit Ziel Flugplatz Dübendorf, wo schlussendlich etliche Dutzend Maschinen standen. Sie kamen zu uns, weil sie von der deutschen Abwehr abgedrängt oder flugunfähig geschossen wurden, so dass sie ihren heimischen Flugplatz irgendwo in England nicht mehr hätten erreichen können, oder aber auch, weil die Piloten entweder miserables Kartenmaterial oder überhaupt keine Ahnung über ein Switzerland und seine Neutralität hatten. Da unsere Abfangjäger, die sie zur Landung aufforderten, vielfach Messerschmidts waren, glaubten sie, einen Feind um sich zu haben und schossen. Unsere Flieger schossen natürlich zurück, weil sie glaubten, dass einige Bomber (mit Steuerungsschäden) nicht landen wollten. Anfänglich eilte die Bevölkerung neugierig auf die Strasse um zu schauen, was da oben los war, lernte jedoch bald, in Deckung zu gehen, wenn es am Himmel oben krachte und ratterte und Geschossteile herumzischten, Reservetanks oder noch viel gefährlicheres Ladegut abgeworfen wurde. Es bestand wirklich Lebensgefahr. Das ständige unheimliche Aufheulen der Alarmsirenen bei Tag und noch mehr bei Nacht strapazierten die Nerven von Müttern und Kindern und lösten Ängste aus. Erst recht, wenn Papi nicht da, sondern im Militärdienst weilte.



8. Mai 1945 – Korporal Wunderli, was nun, wenn der Frieden doch kommt? Trauerst du deiner verlorenen Jugend nach? Verloren? Nein, nur vom Schicksal in andere Bahnen gelenkt! Im April 1938 war ich aus der kaufmännischen Lehre gekommen. Ausländpläne zerschlugen sich, weil der Vater das Geld nicht hatte, sie zu berappen. Niemand wollte einem Arbeit geben, um nicht auch den Lohn während der bevorstehenden Rekrutenschule zahlen zu müssen. Es bestand damals keine Arbeitslosenversicherung! So half ich dem Vater bei den Rebarbeiten, galt bei den Bauern auf der Burg als guter Hüterbub und Fassputzer. Für den in die Rekrutenschule einrückenden Freund Gulgolz durfte ich drei Monate lang die Post austragen, erhielt aber nachher von der Kreispostdirektion eine Absage auf den Wunsch nach Weiterbeschäftigung mit der Begründung, als gelernter Berufsmann würde ich nach meiner Rekrutenschule bestimmt eine Anstellung finden. Glaub mir jemand, dass ich einen Freudenschrei ausstieß, als ich im Januar 1939 das Auf-

gebot in die Rekrutenschule erhielt? Acht Tage nach deren Ende hatte ich meine Stelle, die ich in der Folge über 20 Jahre versah, wobei ich beim Anstellungsgespräch verschwiegen hatte, Ende Jahr in die Unteroffiziersschule einrücken zu müssen.

Am 1. Mobilmachungstag morgens um vier Uhr verabschiedeten mich meine Eltern in den Aktivdienst, die Mutter mit «Phüet di Gott, Bueb», der Vater mit einem «Läbwool Mäxel, heb der Soorg». Ich war ein schwächtiges Bürschchen, noch nicht ganz 20jährig. Die 171 cm Körperlänge, 86 cm Brustumfang, 24 cm Oberarm, 64 kg Gewicht galten nicht gerade als ausgesprochene Gardemasse, und als es auf der Fähre unten von bestandenen Männern gar noch tönte: «Jää Maxli, tuesch du au scho Diensch?», tat dies trotz des stolz zur Schau getragenen «T» – für Telefonsoldat – am linken Oberarm, meinem Selbstgefühl nicht gut. Und erst oben in Andermatt, als ich neben den klobigen Radgürtel-Kanonen aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg die nicht minder eindrücklichen Posturen der Kanoniere gewahrte, bekam ich schon etwas den «Tatteri». Wirst du Leichtgewicht neben diesen Leuten bestehen können? Die Batterie bestand altersmässig aus Auszug, Landwehr I und Landwehr II, also aus 20- bis 40jährigen, vorwiegend Solothurnern. Im Kommandozug, bei den Telefönlern, nahm man den «Kleinen» freundlich auf. Ich fühlte mich bei ihnen wohl und heimisch. Für einen bereits älteren Korporal, Jahrgang 1905, war ich in seinem Baslerdialekt nur «de Heugumper», buchstäblich bis zu seinem Lebensende im hohen Alter. Ich durfte ihn im Militär und Zivil den besten Freund nennen. Zwei Jahre lang blieb ich der Benjamin der Einheit, denn der Rekrutenjahrgang 1920 stiess erst 1941 zur Batterie.

Das Einvernehmen untereinander war gut in all den Ablösungsdiensten. Man presierte und wartete, schwitzte und fluchte, litt und freute sich, krampfte und flohnte sich miteinander zu einer verschworenen Gemeinschaft, von echtem Korpsgeist getragen. Jeder wusste über den anderen Bescheid, wusste um seine persönlichen Sorgen, Nöte, Freuden und familiären Verhältnisse. Hatte einer mal den «Moralischen» oder baute er militärisch oder Zivil einen «Seich», nahm man sich seiner an, versuchte zu helfen mit Rat und Tat. Man war eine verschworene Gemeinschaft, auf die man sich verlassen konnte; sogar wenn es militärisch zum Äussersten gekommen wäre, dessen bin ich sicher.

Nach und nach setzte das besagte schwächliche, doch sportlich zähe und ausdauernde Bürschchen körperlich zu, übernahm mehr Verantwortung und erschien nach geraumer Zeit – u. a. nach mehrmonatigem Zwischenspiel im legendären Rekrutenregiment mit dreitägigem Marsch um den Neuenburgersee (mit Bergschuhen und Vollpackung als motorisierter Artillerist, notabene!) – doch noch als Unteroffizier bei seinen alten Kameraden. Sie akzeptierten mich voll und ganz. Sie kannten mich durch und durch, und ich wusste um ihre Stärken und Schwächen. Es klappte vorzüglich. Natürlich gab es in den

Mannschaftsbeständen die ordentlichen Wechsel. Die älteren Jahrgänge traten in den Landsturm über, Junge rückten nach, vorwiegend aus dem Kanton Zürich. Für sie waren wir dann plötzlich die Alten, mindestens aber die Älteren. In meiner Mannschaftsliste führte ich dann auch einen dem Kommandotrupp zugeteilten und als Offiziersanwärter geltenden Kanonier mit ausnehmend angenehmen Manieren und ruhigem Charakter, fleissig und kameradschaftlich. Er war aus Winterthur, war Student und hiess militärisch «Friedrich, Rudolf». Darum durfte ich viele Jahre später als BGB-Aktuar und Gemeindevereinspräsident Herrn alt Bundesrat Friedrich anlässlich eines Vortrages mit «Salü Ruedi!» freundschaftlich begrüssen.

Soviel von meiner militärischen Familie, dem Kommandozug der Schweren Motor-Kanonen-Batterie 117, in der ich von der Pike auf in den Chargen des Latrinenreinigers über Postordonanz, Arrestantenwärter, Feldweibel bis zum Platzkommandanten von Realp diente.

Andererseits gab es noch eine viel wichtigere, eine zivile Familie. Das kam so:

Gab es da ein hübsches, frohmütiges Mädchen, das einmal in aller Öffentlichkeit laute Zweifel hegte, ob ich überhaupt diensttauglich sei. Man sähe mich seit Monaten in Zivil, derweil «alle rechten jungen Männer» in Uniform aufkreuzten. Ich habe ihr dann anhand des Dienstbüchleins bewiesen, dass sie mir Unrecht tat. Meine Einheit hätte das Glück gehabt, schon sieben Wochen nach der Mobilmachung wieder entlassen zu werden. Seither sei ich halt wieder bei Muttern. So fing es mit uns zweien an. Dann hob uns mir nichts dir nichts die «Guisan-Welle» empor und bescherte uns ein eigenes Heim mit einstweilen einem Mädchen und einem Buben drin. Wie manchmal meine damals blutjunge Frau inzwischen den Militärdienst ihres Mannes verwunschen hat, weiss nur sie allein. Wie Hunderttausende von Frauen und Müttern trug sie die Alleinverantwortung für Familie, Haus und Hof, Gewerbebetrieb, kranke und pflegebedürftige Elternteile, hatte einen Beruf oder musste zusätzlichem Verdienst nachgehen, sich mit Behördenkram und dem Rationierungswesen herumschlagen. Dazu kam die Sorge um den Mann, der tagelang unerreichbar war. Das alles zehrte an den Kräften der Soldatenfrauen, die mit alleinigen Sofortentscheiden das Schicksal zu meistern hatten.

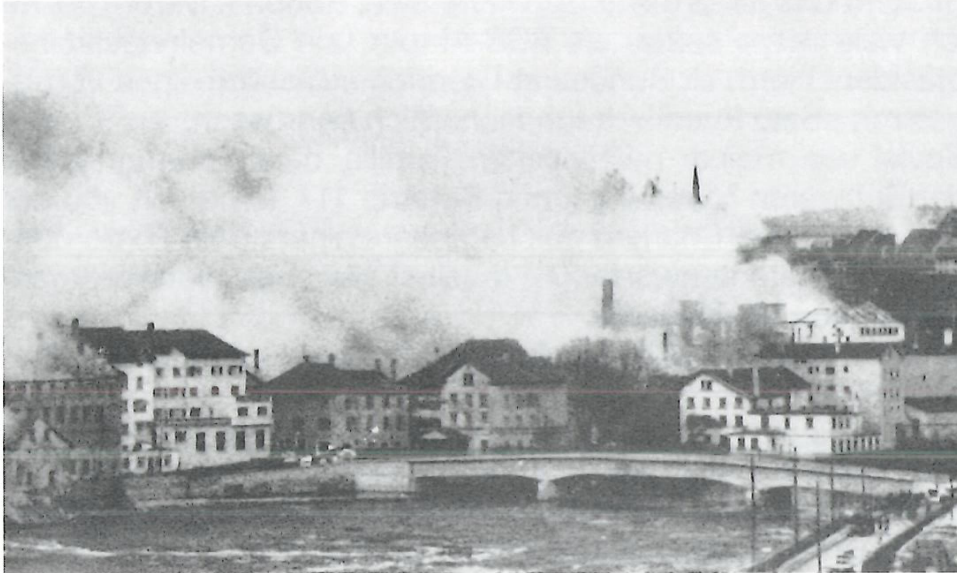
Wir hatten gehofft, dass mit dem Waffenstillstand all diese Kümernisse in Bälde der Vergangenheit angehören würden. Doch nur wenige Tage darnach erreichte mich ein Marschbefehl auf den 17. Juni 1945 zu einem weiteren Aktivdienst, der als Schiesskurs durchgeführt wurde.

Wilfried Klötzli

Liebe Heiner! Miini Ärinnerige a dä grooss Taag sind soo, das ich nid psunders gärn devo prichte; aber well s Duu bisch und dezue (wa mer zwor nid rächt abe will!) daa Diis letscht Häimetbuech sig... Ich tänke, ich schwätze grad, we mer de Schnabel gwachse isch und nimm am beschte min Stadt-Schaffuuser-Dialäkt dezue. Siini Liechtflüssikäit hilft mer um

die häikle Kurve ume, und s lächelndi Zucke um d Muulegge vom Verfasser lot de Läser di härte Bröcke vilicht echli ringer abeschlucke.

Di allermäischte Schaffuuser hät am säbe Taag e Gfüel vo gwalltiger Ärliechterig und tüüfer Dankbarkäit erfüllt. Isch jo au zbegriife! Schliesslich isch de Kanton Schaffuuse däa Zipfel Eiggennosseschaft gsii, wo am wiitische im Hitler siini Geografii useggraagt hät. Und da hämmer gar nid immer als psunders



Schaffhausen wurde am 1. April 1944 schwer getroffen durch amerikanische Bombenabwürfe.

gmüetlich ämpfunde. Nid wenig liwoner sind a dem Taag in Waldfridhoof ue, händ zruggtänkt an erschte April vierevierzg, wo amene sunnig-blaue Samschtig gäge de Mittaag amerikaischi Bombe über vierzg Mäntscheläbe uusglöscht und en risehuufe Trümmer hinderloo händ. E chliini Gruppe vo Schaffuuser hät sich allerdings verschloffe und muggsmüeslistill verhalte: Pfröntler mäini. Händ au zimli Grund dezue ghaa. Dene händ anderi dänn allerhand Schabernack gschpillt. Schiibe ipänglet und no uurchigeri Ufmerksamkäite zuecho loo. E paar sind au gghöorig verbrüglet worde, händ soozäge e Handuuflegig mit Aalauf überchoo. Eerlich: Me häts ene möge ggunne. E wengeli Raach und Abloo vo ufgshtautem Volkszorn. Sonigs isch au scho früener vorchoo. Aber ietz häts allerdings nümme vil Muet dezue prucht!

Ich ha da alles nid mitärläbt. Worum? Hä, ich bi doo halt grad im Appezällerland gsii, z Urnäsch. Rekruteschuel. Verlegig. Miträillör Chlötzli. Mir händ natürli scho gwüsst, wa dä Taag bedüütet. Aber s hät niemert degliche tue. I aller Früeni usem Stroo und dänn ab i d Schwägälpe ue. Da hani im Uushebigsofizier zverdanke ghaa. Dä Schicksalszuetäiler hät nämlich zwäi Joor vorhär, won ich em im Emmersbärg obe di nötige Underlaage uf de Tisch gläit ha, äifach zue mer gsäit: «Tumms Züüg, son en sportliche Kärli bruucht nid z flüüge. Däa söll marschiere und ränne und träge. Also Miträillör, baschta!» Und päng isch de Stämpel dinne gsii und ich dänn ebe am säbe Tag in Urnäsch und Umgäbig. Und am Morge früe also zum Stroo uus und ab i d Schwägälpe ue. Wie? Z Fuess natürli. Mit Sturmpackig am Puggel, Karli-Briner vorem Buuch und uf de Achsle s MG oder d

Lafette oder an Ärme zwäi Munizions-Chäschte. Nume füfezwanzg bis driissg Kilööli zäme. Marschiäre – ränne – trääge! Und dobe ischs dänn losgange: Gfächtsüebig talwärts. I Stellig ränne – iigrabe – schüüsse – verschiebe – wider uufpacke – wiiter ränne – alles wider und nomol – ändlos. Da hät äim schampar härgnoo. Wo mer fascht dunne gsii sind und gmäint händ s sig etz färtig, zäme packe – isch de Hammer choo: Nomol zrugg und ufe! «Das Ganze von vorn, marsch!» – Menschenskind, isch daa en naarhafte Türgg gsii! – Wa für en koomische Seelezueschtand häts ächt pruucht zum so öppis uustänke? Und breziis uf däa Taag! De Kadi chas nid gsi sii und de Löfti au nid. Da sind nämli zwai ganz tolli Tüpe gsii. Eender de Instrukter, de Mäior W... (Äxgüsi: de Härr Mäior W...). Dää mit siinere tünne, scharfe Schtimm. Hät immer en grüne Lodemantel trät (we früener amigs d Jäger ufem Rande) – und grundsätzlich e hässigs Gesicht. Ich wäiss es natürlid nid und will niemerem Uurächt tue, ha mers aber soo erklärt: Irgend en höochere Chopf mue i siine paar reschtliche humane Ghirwindige e totaali Verschtöpfig gha haa, entweder schpontaan oder chroonisch. Aber ich gib zue: soo häts ebe us de Rekrute-Froschperschpektiive uusgsee. Und vo so tüüf underem Näbel ärchännt me dänn halt au nid immer, waa Ggötter ufem Militär-Olümp obe tänked und worum si grad daa tänked, wänn si öppis tänked. Uf all Fäll simmer grauehaft uf de Schtümpe gsii am Obig vo däm Taag, wo überall im Land Kileglogge gglüütet händ und zäntume vil Psinnlichs und Erbaulichs passiert isch. Bi üüs aber isch es däa Taag i dr RS gsii, wome di mäischte salong-uufähige Wörter hät chöne ghööre. Vone par Kameraade wäiss ich, das ine dä Taag im Gmüet hocke plibe isch wie en Dinosaurier, en gfrässige, wo giirig gchaflet hät a irem Patriotismus, am militärische vor allem. Äine hät mer vor e par Joor no gsäit, am säbe Taag heb Pfüerig en ganz fürchterliche «...» abggloo. Da Wort fangt miteme «S» aa und hört mit eme «ch» uuf. Ich

Glückliche
Heimkehr.



schriibs aber doo nid. S passt nämli nid guet zu mim Pruef und au nid zum hooche ästetische Niwoo vom Häimetbuech. Ich sälber, wäiss no guet, bi zstolz gsii zum zuegää, dan au iich ghöörig uf de Fälge gsii bi. Blööd! Und debii hani no e paar Wu-che lang noch de RS häissi Chnüü ghaa. Im übrige hät me wää-ret säbem ganze Taag käi äinzigs ofiziells sinnvolls Wörtli zur Europalaag im Gsammt und däre vo de Mueter Helveziaa im Psundere ghöört, wa a sich jo au de villzitierte soldatische Uus-bildig het chöne diene. Mäin iich.

Item, die allermäischte Schaffuuser hät am säbe taag e Gfüel vo gwaltiger Ärliechterig und tüüfer Dankbarkäit erfüllt. Bi üüs z Urnäsch hinne ischs halt e bitzeli andersch gsii. Hä nu, mer händs überläbt. Wie mängs anders au.

Wilfried Klötzli, Miträillör emeritus

Schlusswort des Redaktors

Als Herausgeber der vorliegenden Erinnerungen bin ich überzeugt von der Echtheit der Berichte. Vieles deckt sich mit meinen eigenen Erfahrungen, denn ich erlebte als Gymnasiast in Zürich von 1939–1945 die Kriegsjahre sehr bewusst. Meine Reminiszenzen reichen mit vielen Details vom Kriegsbeginn bis zum Waffenstillstand. Platzgründe versagen mir eigene Beiträge.

Viele ältere Leserinnen und Leser mögen ihrerseits bei der Lektüre erinnert worden sein an eigene Erlebnisse. Gemeinsam bleibt für alle Zeitgenossen das grosse dankbare Aufatmen nach einer ungewissen Zeit ständig lauernder Bedrohung. Dass wir als neutrales Land unsere Unabhängigkeit bis zum Schluss haben bewahren können, ist und bleibt trotz aller unzulänglicher Erklärungsversuche ein Wunder, eine Bewahrung, eine höhere Fügung.